



**Übergabe Max Frisch-Preis, Ehrung Robert Menasse**  
**Sonntag, 11. Mai 2014, Schauspielhaus & Muraltengut Zürich**

Sehr geehrter Herr Menasse

Sehr geehrter Botschafter der Bundesrepublik Österreich, Herr Jürgen Meindl

Sehr geehrte Frau Gemeinderatspräsidentin

Sehr geehrte Mitglieder der Max Frisch-Stiftung

Sehr geehrte Damen und Herren

Wer vor einem literarisch gebildeten Publikum ein Wort für die Schweiz einlegen will, hält sich mit guten Erfolgsaussichten an österreichische Publizisten. So hat Bundesrat Alain Berset bei der Eröffnung der diesjährigen Leipziger Buchmesse Ohren und Herzen seiner Zuhörer gewonnen, indem er ein Bonmot von Alexander Roda Roda zitierte: «Als Schweizer geboren zu werden, ist ein grosses Glück. Es ist auch schön, als Schweizer zu sterben. Doch was tut man dazwischen?» In der Heiterkeit, die das Zitat auslöste, ging unter, dass die Schweiz eben mit einer knappen Mehrheit der Stimmenden einer Initiative zustimmte, welche die Zuwanderung von Ausländern in die Schweiz beschränken will. Dabei war ausgerechnet der Lieferant des Zitates ein frühes Opfer einer Mentalität, die Fremdes ausgrenzt. Der jüdische Autor Alexander Roda Roda floh 1938, wenige Tage vor dem Anschluss Österreichs an Deutschland, in die Schweiz, am 1. November 1940 wurde er aufgefordert, das Land wieder zu verlassen und jegliche publizistische Tätigkeit aufzugeben. So ist es durchaus verständlich, dass sein Urteil über die Schweiz sarkastisch ausfällt, im Unterschied etwa zu dem Hans Weigels, der zum Dank für das Schweizer Asyl im Zweiten Weltkrieg das Buch «Lern dieses Volk der Hirten kennen» schrieb, ein Titel, der sich als Klassiker der Literatur über die Schweiz ins Gedächtnis eingepägt hat.

Von Robert Menasse haben wir – soviel ich weiss – noch kein Bonmot über die Schweiz gehört. Aber er hat ja auch noch kein Asyl beantragt. Ob er das möchte, weiss ich nicht. Immerhin scheint er in Zürich einige gute Freunde zu haben, nicht zuletzt Gottfried Keller: Auf seiner Homepage findet sich ein Foto, das ihn vor Karl Stauffers Porträt Kellers zeigt, das im Kunsthaus Zürich hängt. Und nun wird sein Name mit jenem von Max Frisch verknüpft, dank einem Antrag der Max Frisch-Stiftung an den Stadtrat, der diesem Antrag gerne Folge leistet



und Robert Menasse heute mit dem Max Frisch-Preis ausgezeichnet. Wir tun das natürlich in der Hoffnung, von Österreichern etwas über die Schweiz zu lernen.

Als der Max Frisch-Preis 1996 auf Vorschlag von Prof. Peter von Matt begründet wurde, war klar, dass man den Preis nicht als Teil einer Affirmationskultur verstehen wollte. Anzuknüpfen war an eine Tradition der Heimatkritik, die ja nicht erst mit Gottfried Keller einsetzte und bei Max Frisch nicht endete. Aber Max Frisch hat die Schweiz genauso kritisch und tabulos einer stetigen Prüfung unterzogen wie sich selbst. Er hat gehätschelte schweizerische Selbstbilder demontiert, aber auch konstruktive Vorschläge für eine neue Schweiz gemacht, er hat über das Verhältnis des Schriftstellers zur Öffentlichkeit grundsätzlich nachgedacht, aber auch konkret interveniert, etwa gegen den Beschluss des Bundesrates vom 23.2.1974, der den Visum-Zwang für chilenische Staatsbürger einführen wollte und damit Personen, die auf der Flucht vor dem Pinochet-Regime waren, das Asyl in der Schweiz versperrte, oder in einem Artikel im Corriere della Sera 1978, in dem er die Entführung Aldo Moros als Verbrechen verurteilte, aber auch darauf hinwies, dass der Terrorismus als Krankheitssymptom der Gesellschaft zu verstehen sei. Mit solchen Interventionen ist Max Frisch zu einem Fackelträger der engagierten Literatur geworden. Aber darin liegt vielleicht auch ein Missverständnis verborgen. Engagiert ist nicht eine Literatur, die sich wie von einem Automatismus getrieben zu jedem politischen Tagesereignis zu Wort meldet. Von Schriftstellerinnen und Schriftstellern interessiert uns mehr, als ob wir am nächsten Sonntag «ja» oder «nein» zu stimmen haben, wenn es um ein lebenslanges Berufsverbot für Pädophile geht oder um Alkoholwerbung auf Sportplätzen.

Sich dazu zu äussern, ist selbstverständlich das Recht jeder Bürgerin und jedes Bürgers und so auch der Autorinnen und Autoren. Aber dann äussern sie sich in ihrer Eigenschaft als Stimmberechtigte und nicht dank ihrer spezifischen Begabung, mit Sprache ihre eigenen Stoffe zu gestalten.

Diese Begabung kommt dann zum Tragen, wenn Fragen nicht mehr einfach mit Ja oder Nein zu beantworten sind, sondern wenn das Fragwürdige unserer Existenz überhaupt zum Thema des Nachdenkens wird.

Der Zwang zur Eindeutigkeit ist die manchmal leidige Aufgabe der Politik. Die Möglichkeit zur Mehrdeutigkeit die manchmal verstörende Gabe der Kunst.

Es kann aber sein, dass Max Frisch in seiner Erzählung «Montauk» genauso in gesellschaftlich relevanten Fragen engagiert war wie der Autor des Offenen Briefes an den Schweizeri-



schen Bundesrat, der aus aktuellem Anlass nur wenige Monate vor der Erzählung geschrieben wurde, die ihrerseits eine schonungslose Selbstbefragung darstellt: «So bin ich selber, Leser, der einzige Inhalt meines Buches», wie das von Frisch bei Michel de Montaigne entlehnte Motto der Erzählung heisst.

Engagement und Literatur: das Verhältnis ist komplex und keinesfalls ein für allemal zu definieren. Die Max Frisch-Stiftung und die Stadt Zürich möchten mit dem Max Frisch-Preis dazu aufrufen, über dieses Verhältnis nachzudenken. Es heisst in den Bestimmungen, der Preis werde Autorinnen und Autoren verliehen, «deren Arbeit in künstlerisch kompromissloser Form Grundfragen der demokratischen Gesellschaft thematisiert». Wieweit und in welchem Sinn diese Zielsetzung mit der Verleihung des Max Frisch-Preises an Robert Menasse neu ausgelegt werden kann, wird vielleicht die Laudatio auf sein Werk zeigen, für welche ich Dr. Martin Meyer, dem Feuilletonchef der Neuen Zürcher Zeitung, jetzt schon herzlich danken möchte.

Ich danke ebenfalls herzlich dem Kaleidoscope String Quartet, das mit seinen vom Primgeiger Simon Heggendorn komponierten Stücken unsere Feier musikalisch begleitet. Möge uns ihr jazziger Swing durch die nächste Stunde tragen. Denn das, was uns der nächste Titel verspricht, ist gefragt, von der Politik wie von der Literatur: Visionen.

*(Es gilt das gesprochene Wort.)*